

Theodor Ebert

## **Von den Folgen kreativen Schreibens und politisierter Archäologie.**

### **Tagebuch einer Studienreise durch Israel und Jordanien**

Berlin-Kladow – Tegel – München – Tel Aviv – Jerusalem.

Sonntag, 18. Oktober 2009

#### **Einstimmung auf die Lage in Israel**

In den Jahren 1972 und 1996 hatte ich Israel und auch das Westjordanland besucht, beide Male mit dem Ziel, mich über die politische Lage zu informieren. Auch dieses Mal sind es weniger die „Heiligen Stätten“, die mich anziehen. Ich will wieder einen persönlichen Eindruck vom Land und dessen politischer Orientierung gewinnen, zumal die Sanktionen gegen die Hamas im Gazastreifen vor zehn Monaten weltweite Kritik provoziert und nun zu einem Bericht des südafrikanischen Richters Richard Goldstone an den Menschenrechtsrat der Vereinten Nationen geführt haben, in dem Verletzungen der Menschenrechte durch die israelische Kriegführung und durch die Raketenangriffe der Hamas beklagt werden.

Hinzu kommt noch, dass ich über einen längeren Zeitraum durch wiederholte, bisweilen länger als eine Stunde dauernde Telefongespräche mit einer Journalistin, die mit einem Palästinenser verheiratet gewesen war und nach wie vor mit der palästinensischen Sache sympathisiert, immer wieder auf die Lage der Palästinenser in Israel und den besetzten Gebieten hingewiesen worden war. Mit ihrer obstinaten Behauptung, dass die Palästinenser eigentlich gewaltlos gesonnen seien, hatte sie wiederholt meinen Widerspruch provoziert, mich aber auch gezwungen, mich über die übliche Zeitungslektüre hinaus kundig zu machen. Hinzu kamen ein Artikel meines Friedensforscherkollegen Ekkehart Krippendorff über das Löschen von Städtenamen in arabischen Buchstaben auf Straßenschildern in Israel<sup>1</sup> und schließlich während der letzten Wochen die Redaktion der deutschen Übersetzung der Studie Annika Müllers über die gewaltfreien Akteure unter den Palästinensern.<sup>2</sup>

---

<sup>1</sup> E. Krippendorff: Palästinenser sind unerwünscht. Israelisches Menetekel: Arabische Ortsschilder werden entfernt. In: Neues Deutschland, 21.07.2009 (<http://www.lebenshaus-alb.de/magazin/005853.html>)

<sup>2</sup> Annika Müller: Gewaltfreie Akteure im palästinensischen Widerstand. In: Gewaltfreie Aktion. Vierteljahreshefte für Frieden und Gerechtigkeit. Berlin. Heft 156-157. 3 + 4. Quartal 2008, S. 4-34

Von meinem früheren Mitsynodalen Walter Sylten, dessen Vater Werner Sylten wegen seiner Hilfe für verfolgte Juden von den Nazis in das KZ Dachau verschleppt und in Hartheim bei Linz vergast worden war, bekam ich kurz vor dem Flug nach Israel noch die Rede des israelischen Premierministers Benjamin Netanyahu gemailt, welche dieser vor der Generalversammlung der Vereinten Nationen am 24. September 2009 gehalten hatte. Der erste Satz dieser Rede hatte es in sich: „Nearly 62 years ago, the United Nations recognized the right of the Jews, an ancient people 3.500 years old, to a state of their own in their ancestral homeland.“ Mit dem Dank für den Hinweis verband ich die Bemerkung, dass ich es für außerordentlich problematisch hielte, mit der Berufung auf eine 3.500 Jahre alte, einigermaßen mythische Volksgeschichte den völkerrechtswidrigen Anspruch auf palästinensische Gebiete und eine entsprechende Siedlungspolitik zu verbinden. Bestärkt hatte mich in solch kritischer Stellungnahme die regelmäßige Lektüre der Kommentare des früheren Knesset-Abgeordneten Uri Avneri, die mir Freunde in der englischen und auch in der deutschen Fassung regelmäßig zukommen lassen.

Als dann Marose Zacher, mit der ich in der Kirchenleitung der Evangelischen Kirche in Berlin und Brandenburg das Konzept des Zivilen Friedensdienstes ausgearbeitet hatte, beim Geburtstag einer gemeinsamen Freundin berichtete, dass sie Ende Oktober mit früheren Leitern der Jugendbildungsstätte Haus Kreisau nach Israel fliegen und auch Jordanien besuchen würde und noch einige Mitreisende gesucht würden, waren meine Frau Ruth und ich uns rasch einig, dass wir diese Gelegenheit wahr nehmen sollten, zumal diese Reise die letzte sein sollte, die Theo Lorentz leiten würde. Er und seine Kollegin Irene Spier-Schwartz waren schon viele Male mit Gruppen von Berufsschullehrern und Berufsschülern nach Israel gereist. Irene Spier-Schwartz hatte auch in Kibbuzim auf dem Feld gearbeitet.

Wir mussten die Wecker auf 4 Uhr stellen. Ich habe jedoch vor 23 Uhr nicht einschlafen können und habe sogar noch in Theodor Fontanes Autobiographie „Von Zwanzig bis Dreißig“ den Bericht über seine Beteiligung an der Revolution im März 1948 gelesen und gestaunt, wie politologisch der Schriftsteller darüber zu urteilen wusste. Ein echter Volksaufstand führe früher oder später zum Erfolg, weil die Regierenden schließlich nicht umhin könnten es einzusehen, dass die Volksbewegung nicht aufzuhalten sei. Da hätte ich den einen oder anderen Satz sogar in der Einleitung zu meiner Dissertation „Gewaltfreier Aufstand – Alternative zum Bürgerkrieg“ zitieren können. Selbst die Wende von 1989 ließe sich in den Worten Fontanes erklären. Überlegene Waffengewalt vermag Regime nicht zu stabilisieren. Ob dies auch zu unserem gegenwärtigen Reiseziel und seinen internen Konflikten passt? Nur schade, dass Intifada I und II keine gewaltfreien

Aufstände waren, Intifada II noch weniger als Intifada I. Darüber kann man bei Annika Müller Erhellendes finden.

Unser Flug mit der Lufthansa verläuft planmäßig. Wir müssen die Leibesvisitationen sowohl in Tegel als auch in München durchlaufen. Alles ist Routine und mit den verschärften Befragungen und Kofferöffnungen im Jahre 1996 nicht zu vergleichen. Auch beim Betreten des Flughafens von Tel Aviv habe ich den Eindruck, dass es sich um einen ganz normalen Flughafen handelt, der hauptsächlich von Touristen genutzt wird. Keine auffallende Präsenz von Polizisten oder Soldaten.

Unser Führer ist Josef, ein etwa 60jähriger orthodoxer Israeli holländischer Herkunft. Wie wir etwas später erfahren, war er bis zur frühzeitigen Pensionierung im Staatsdienst mit der Planung von Siedlungen befasst. Den Ruhestand fand er langweilig und so legte er die Zusatzprüfung für Reiseleiter ab. Zunächst sehe ich nur, dass er klein und rund ist und kurze Hosen, Sandalen und eine Kippa trägt. Heute ist mit 37 Grad Celsius der heißeste Tag des Jahres.

Wir sind in dem riesigen Park Hotel, das in erster Linie von Touristengruppen genutzt wird, untergebracht. Es bleiben uns zwei Stunden, um versäumten Schlaf nachzuholen. Ich nutze sie.

Nach dem Abendessen gibt uns Gad Lior, der Chefredakteur der größten israelischen Tageszeitung, deren hebräischen Namen ich mir nicht merken konnte, stehend und mit lebhaften Gesten frei erzählend einen Lagebericht. Nach eigenen Angaben hat er ähnliche Berichte in letzter Zeit an vielen Orten Deutschlands gegeben. Er unterstützt die offizielle Sicht, gibt aber zu, dass die Kriege alles nur schlimmer gemacht haben und dass die Aussicht auf Frieden gering ist. Er traut allerdings den palästinensischen Politikern und insbesondere der Hamas nichts Konstruktives zu. Ich vermisse Überlegungen zur Motivation von Terroristen und zu den Möglichkeiten, auf diese einzuwirken.

Ich frage Lior noch, wie der Iran denn die Atombombe einsetzen könnte, falls er sie hätte. Er geht davon aus, dass die leitenden iranischen Politiker um der Vernichtung der Juden willen auch den gleichzeitigen Tod von Palästinensern und die atomare Verseuchung der angrenzenden Staaten in Kauf nehmen würden. Beweis: Die Raketen, die Saddam Hussein auf Israel abfeuern ließ.

Wolfgang Dix, ein pensionierter Diplomat, der im Auswärtigen Amt und für die Europäische Union tätig war, fragt, ob Israel denn ein internationales Regime wie im Kosovo im Westjordanland und in Gaza akzeptieren würde. Das könnte doch Sicherheit garantieren – bei gleichzeitigem Verlust der Kontrolle Israels über die besetzten Gebiete. Lior ist Realist genug, dass er zugibt, dass die (derzeitige) israelische Regierung eine solche Garantie der Zweistaatenlösung nicht akzeptieren möchte.

Lior behauptet, dass die Palästinenser nach der Gründung eines Palästinenserstaates keine Juden auf ihrem Territorium dulden würden. Darüber müsste man meines Erachtens neu nachdenken. Warum sollten Juden nicht als befreundete Ausländer in Palästina leben und auch siedeln. Sie müssten sich dann eben an die Gesetze des Landes halten und bescheidener auftreten und müssten sich in der Westbank den Anspruch auf ein „ancestral homeland“ abschminken.

Jerusalem.

Montag, 19. Oktober 2009

### **Auf dem Tempelberg und vor der al-Aqsa Moschee**

Das heutige Besichtigungsprogramm ist in weiten Teilen identisch mit dem von Ruth und mir bereits 1996 absolvierten. Das gilt schon für unser erstes Ziel, die al Aqsa Moschee. Im Unterschied zum Besuch im Jahre 1996 werden wir wie auf dem Flughafen kontrolliert und dürfen jetzt (als Nicht-Moslems) die Moschee nicht mehr betreten. Das ist möglicherweise eine Vorsichtsmaßnahme, jedenfalls ist es keine typisch muslimische Regel: Ruth und ich haben in Ägypten, in Indien und im Kosovo Moscheen besucht und in ihnen auch fotografiert – doch jeweils auf Socken.

Auf dem Tempelplateau hat die palästinensische Polizei das Sagen und sie vertreibt uns auch bereits eine Viertelstunde vor dem Schließungstermin 10 Uhr. Es ist eine entsetzlich langweilige Aufgabe, sich auf Stühle oder eine Bank zu fläzen und Touristen zu beobachten. Die Uniformierten laufen erst bei Besichtigungsschluss zu ihrer wahren Bedeutung auf, wenn sie uns vertreiben dürfen. Es soll aber auch schon zu Zusammenstößen zwischen radikalen Moslems und radikalen Juden gekommen sein. Insofern wird die Präsenz der Ordnungskräfte in bestimmten Situationen bitter notwendig sein. Bloß keine neue Intifada!

Mir ist die Besichtigung dieses Tempelbezirks gar nicht so wichtig, wenn ich auch gerne zugebe, dass die Moschee mit ihrer Goldenen Kuppel ein malerisches Bauwerk ist. Doch ich muss da nicht unbedingt reingehen.

Der einzige Ort, der mich heute wirklich beeindruckt und den ich noch nicht gesehen habe, ist die schlichte romanische St. Annenkirche (aus der Kreuzfahrerzeit) und der so genannte „Teich“ Bethesda. Was davon ausgegraben wurde, dürfte mit der Anlage zu Jesu Zeiten identisch sein. Das ist also wirklich mal ein Ort, von dem man mit Sicherheit sagen kann: Jesus hat ihn aufgesucht und sich hier den Kranken zugewandt. Es handelt sich um zwei gemauerte und verputzte Bassins, in denen das Wasser gespeichert wurde. Das größere und insgesamt sichtbare Bassin aus der Zeit Hadrians misst 50 x 60 Meter. Der ältere aus der Zeit Jesu ist fast genau so groß, jedoch teilweise überbaut. Doch man sieht noch die Stufen, die zum Bassin respektive „Teich“ führten. Das Gelände gehört jetzt dem französischen Orden der weißen Väter, die behilflich sind, Kranke in Roll-

stühlen in die Nähe der jetzt wasserlosen, tief liegenden Bassins zu schieben. Es werden keine Versuche unternommen, an diesen Kranken ein Wunder zu provozieren.

### **Erinnerungen an das Martyrium Jesu**

Wir folgen der Via Dolorosa und verweilen bei einzelnen Stationen. Auf den großen Straßenplatten wurde ein Spiel römischer Soldaten in Ritzspuren gefunden. Diese wurden mit der Überlieferung in Verbindung gebracht, dass die Soldaten um den Mantel Jesu gewürfelt hätten.

In die Grabeskirche Jesu bin ich nicht wieder hinein gegangen. Jede christliche Kirche hat hier einen eigenen abgezielten Bereich. Ich finde dies peinlich, bleibe auf einer Bank neben dem Eingang sitzen und warte ab, bis unsere Gruppe (einschließlich Ruth) nach einer halben Stunde wieder auftaucht.

Mir missfallen die zur Schau gestellte Frömmigkeit und das Nebeneinander religiöser Erfindungen so sehr, dass ich in mir deutliche Tendenzen der Säkularisierung verspüre und immer widerwilliger auf religiöse Ansprüche reagiere.

Bei den Juden – zunächst einmal in der Person unseres Führers - nervt mich die Rechthaberei, mit der sie ständig zu beweisen suchen, dass die Araber im Unrecht sind und die Juden nur uralte Besitztümer wieder einnehmen. Wir besuchen wieder das neu gebaute jüdische Viertel in Ostjerusalem mit vielen orthodoxen, breitrandige schwarze Hüte tragenden Juden. Wir steigen hinab zu der unterirdischen römischen Straße Cardo, in der wohlhabenden Touristen kunstgewerblicher Kitsch angeboten wird. Insbesondere die superbunten Gemälde sind entsetzlich, doch das ist in Rom auch nicht anders.

### **Verdienste um christlich-jüdische Beziehungen**

Am Abend ein Gespräch mit Dr. Petra Heldt, die an der Hebräischen Universität Kurse in Patristik gibt und seit 1987 die „Ökumenisch-Theologische Forschungsgemeinschaft in Israel“ leitet. Sie wurde bei einem palästinensischen Selbstmordanschlag, der 17 Menschenleben auslöschte, schwer verletzt. Ihre Brandwunden mussten zwei Jahre lang behandelt werden. Für ihre Verdienste um die christlich-jüdischen Beziehungen wurde sie von Bundespräsident Köhler mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet.

Wir sitzen in der Bibliothek des Instituts ziemlich beengt auf Plastikstühlen, die sich zusammenklappen lassen. Sie ist eine kleine Frau von etwas mehr als 50 Jahren. Sie wirkt einerseits zurückhaltend, aber sie wendet sich leidenschaftlich gegen die Übernahme der palästinensischen Befreiungstheologie durch einige christliche Kirchen. Sie weist nachdrücklich auf die Diskriminierung der Christen durch die Moslems hin, die sogenannte Dhimma. Hier folgten die Muslime immer noch der Scharia. Und dann kritisiert sie speziell christliche auswärtige

Friedensgruppen, welche einseitig für die Palästinenser Partei ergriffen, sich auf verleumderische arabische Agenturmeldungen stützten und in die antiisraelische Hetze einstimmten. Sie zitiert die amerikanischen Presbyterianer und den Generalsekretär des Weltrates der Kirchen. Auf meine Nachfrage kann sie aber keine Beispiele aus deutschen Friedensgruppen nennen. Sie gibt zu, dass zumindest Aktion Sühnezeichen sich anders verhalte.

Auch ihren generalisierenden Aussagen über das Gelten der Dhimma in Ländern mit islamischer Mehrheit misstrauere ich.<sup>3</sup> Ich weise darauf hin, dass zum Beispiel die Türkei seit Atatürk ein betont säkularer Staat sei und dass es neben vereinzelten Ausschreitungen gegen Christen keine offizielle Dhimma gebe. Frau Dr. Heldt hebt hervor, dass die Juden die Christen weniger diskriminieren als die Muslime. Tatsache ist, dass viele palästinensische Christen ausgewandert sind. Doch dies scheint mir weniger eine Folge ihrer Diskriminierung durch die palästinensischen Moslems als eine Konsequenz der allgemein schlechten Lage der Palästinenser auch im israelischen Kernland zu sein.

Jerusalem.

Dienstag, 20. Oktober 2009

### **Ausgrabungen und Gedenksteine im Dienste der israelischen Staatsgründung**

Die Archäologie profitiert in Jerusalem von dem Bestreben des israelischen Staates, sich durch Ausgrabungen aus der Zeit Herodes des Großen zusätzlich zu legitimieren. So passieren wir heute als erstes einen unterirdischen Gang, welcher der westlichen Tempelmauer, die von Herodes erbaut wurde, entlang führt. Gelegentlich kann man stockwerketief nach unten blicken, wo immer noch gebuddelt wird, wozu auch immer. Einmal passieren wir ein Wasserreservoir, in dem sich heute noch Sickerwasser sammelt. Wir stoßen im Gang auf eine Gruppe jüdischer Frauen, die an einer Stelle, die besonders nah zu einem heiligen Bereich des früheren Tempels liegt, sitzen und beten und in einer heiligen Schrift lesen. Mich befremdet dies: Da sitzen sie im Tunnel und beten, während Jesus am See Genezareth im Freien seine Bergpredigt hielt. Welch ein Kontrast! Man könnte mit dem Alten Fritz sagen: Lass doch jeden nach seiner Façon selig werden, aber diese Maulwurferei und dieser religiöse Krampf führen eben immer wieder zu tödlichen Zusammenstößen. Ich rieche die staatstragende Ideologie

---

<sup>3</sup> Im Artikel zur Dhimma in Wikipedia heißt es: „Seit der Entstehung der arabischen Nationalstaaten mit jeweils unterschiedlichem Geltungsbereich der [Schari'a](#) in ihrer Legislative ist die Rechtsstellung des Dhimmi in der Gegenwart entweder aufgegeben oder modifiziert worden.“

vom „ancestral homeland“. Am liebsten würde man ein gewaltiges Königreich Davids und Salomons archäologisch beweisen.<sup>4</sup>

Das archäologisch Interessanteste an dieser unterirdischen Tour ist für mich ein Zeichentrickfilm, der zeigte, wie man zurzeit von Herodes mit Hilfe von Flaschenzügen die riesigen Quader an die richtige Stelle der Mauer gehoben hat. Mir ist allerdings nicht plausibel, warum man für die Steine nicht handlichere Formate wählte. Darf es zum größeren Ruhme des Herrschers dann eben auch mal unpraktisch sein? Mir ist der Zeichentrickfilm aus einem ganz persönlichen Grund wichtig. Im Skript meiner Autobiographie habe ich im Rahmen eines philosophischen Briefes an meinen Bruder Manfred ein Gedicht von George Her-

---

<sup>4</sup> Zu diesem Thema schreibt Uri Avnery in seinem Bulletin vom 10.10.09: „Seit hundert Jahren hat jüdische Archäologie vergeblich die Existenz des davidischen Königreiches zu beweisen gesucht, um ein für alle Mal unser historisches Recht auf diese Stadt festzulegen. Nicht eine Scherbe wurde als Beweis gefunden, dass König David je existiert hat, geschweige denn ein riesiges Reich, das sich von Ägypten bis Hamat in Syrien erstreckte. Es gibt keinen Beweis für einen Exodus aus Ägypten, die Eroberung von Kanaan, von David und seinem Sohn Salomo. Im Gegenteil: es gibt nicht unwichtige Anzeichen insbesondere in den alten ägyptischen Berichten, die zu beweisen scheinen, dass sich all das nie ereignete.“

Für diese verzweifelte Nachforschung sind bei Ausgrabungen die obersten Erdschichten der letzten 2000 Jahre entfernt worden: die Periode des byzantinischen Reiches, der islamischen Eroberung, der Mameluken und der Ottomanen. Die Nachforschung hat einen eindeutigen politischen Zweck, und die meisten israelischen Archäologen betrachten sich als Soldaten im Dienste des nationalen Kampfes.

Der Skandal, der sich jetzt am Fuße der al-Aqsa abspielt, ist ein Teil dieser Geschichte. Etwas Unerhörtes geschieht dort: die Grabung in ‚Davids Stadt‘ (natürlich eine Propagandabezeichnung) ist derselben ultra-nationalistischen religiösen Gesellschaft Ateret Cohanim übergeben worden, die die provokativen jüdischen Stadtteile in und um Jerusalem baut. Die israelische Regierung hat diese wissenschaftliche Arbeit ganz offiziell dieser politischen Gruppe anvertraut - die nicht nur irgendeine politische Gruppe ist, sondern eine ultra-radikale. Die Grabung selbst wird von Archäologen durchgeführt, die aber die Weisungen der Gesellschaft entgegen nehmen.

Israelische Archäologen, die auf die Integrität ihres Berufes achten (es gibt noch einige), protestierten in dieser Woche, dass die Grabung in völlig unsachgemäßer Weise geschieht: unwissenschaftlich und in großer Eile, gefundene Artefakte werden nicht genau und systematisch untersucht. Das einzige Ziel ist, so schnell wie möglich Beweise zu finden, die den jüdischen Anspruch auf den Tempelberg unterstützen.

Viele Araber glauben, das Ziel sei noch böartiger: nämlich unter der al-Aqsa-Moschee zu graben, um sie zum Einsturz zu bringen. Diese Befürchtungen wurden diese Woche durch eine Mitteilung in Haaretz verstärkt, dass die Grabung unter arabischen Häusern durchgeführt wird und diese vom Einsturz bedroht seien.

Israelische Sprecher regen sich auf. Was für üble Verleumdungen! Wer kann sich nur so etwas vorstellen?! Aber es ist kein Geheimnis, dass in den Augen vieler national-religiöser Fanantiker die pure Existenz der beiden Moscheen - der al-Aqsa und des Felsendoms - ein abscheuliches Unding ist. Vor Jahren planten Mitglieder einer jüdischen Untergrundgruppe, den Felsendom zu sprengen; dies wurde aber noch rechtzeitig aufgedeckt und die Betroffenen ins Gefängnis gesteckt. Vor kurzem konnte man auf einer religiösen Website lesen: "Heute steht dort ein übles Ding, ein großes Hexenwerk, das verschwinden muss. Der Tempel wird anstelle dieses Furunkels stehen, der mit gelbem Eiter bedeckt ist und jeder weiß, was mit einem Furunkel geschehen muss, man muss seinen Eiter entfernen. Das ist unser Ziel, und mit Gottes Hilfe werden wir es tun." Mit dem Eiter ist die goldene Kuppel des Domes gemeint. Schon werden Schafe für Opferzwecke im Tempel großgezogen.

Man kann über diese Ergüsse lachen und behaupten, dass diese wie immer vom wahnsinnigen Rand der Gesellschaft kommen. Das sagte man auch vor und nach dem Mord an Yitzhak Rabin. Aber für die Araber, die mit eigenen Augen die täglichen Bemühungen sehen, die Oststadt zu judaisieren und die einheimische Bevölkerung zu vertreiben, ist es kein Scherz. Ihre Ängste sind echt.“

bert, der 1633 gestorben ist, eingefügt, doch für dieses merkwürdige Gedicht mit dem Titel „The Pulley“ noch keine adäquate Übersetzung bzw. Übertragung gefunden. Ich hatte „pulley“ im Lexikon nachgeschlagen, doch mit der ganz und gar unlyrischen Vokabel „Flaschenzug“ keine bildliche Vorstellung verbunden. Mal sehen, ob mir nach diesem Gang durch den unterirdischen Gang jetzt eine Übertragung gelingen wird.<sup>5</sup>

Der wichtigste Punkt des heutigen Programms ist Yad Vashem, die Gedenkstätte für die Opfer des Holocausts. Da der Präsident von Makedonien auf Staatsbesuch in Israel weilt und dazu obligatorisch der Besuch von Yad Vashem gehört, können wir die Gedenkstätte nicht sofort betreten und gehen zuerst in die Erinnerungshalle für die halbe Million ermordeter Kinder. Verlesen werden in der dunklen Halle, in der Sterne zu leuchten scheinen, nacheinander die Namen der Kinder und der Ort ihrer Herkunft. Alle zu verlesen dauert 4 ½ Monate. Ich höre also nur wenige Namen, bevor ich wieder in den Sonnenschein hinaus trete und in der großzügigen Gartenanlage die Namen einiger derjenigen Gerechten aufspüren kann, für die Bäume gepflanzt wurden, weil sie sich für die Rettung Bedrohter eingesetzt haben. Der Name Werner Syltens dürfte auch darunter sein. Bei der Halle der ermordeten Kinder steht auch das Denkmal, welches an Janusz Korczak erinnert, der seine Schüler nicht allein ins Vernichtungslager Treblinka reisen ließ, sondern sie ins Gas begleitete.

Der Aufbau der Gedenkstätte folgt chronologisch der Machtergreifung der Nazis und ihrer Vernichtungsstrategie, welche der Besetzung weiter Teile Europas pa-

---

<sup>5</sup>     *The Pulley*

*When God at first made man,  
Having a glasse of blessings standing by,  
Let us (said he) poure on him all we can.  
Let the world's riches, which dispersed lie,  
Contract into a span.*

*So strength first made a way  
Then beautie flow'd, then wisdom, honour, pleasure.  
When almost all was out, God made a stay,  
Perceiving that alone of all his treasure  
Rest in the bottom lay.*

*For if I should (said he)  
Bestow this jewell also on my creature,  
He would adore my gifts instead of me,  
And rest in Nature, not the God of Nature.  
So both should losers be.*

*Yet let him keep the rest,  
But keep them with repining restlessness.  
Let him be rich and wearie, that at least,  
If goodnesse lead him not, yet weariness  
May toss him to my breast.*



rallel ging. Von politischem Widerstand der Nicht-Juden ist nicht die Rede, nur von Rettungsversuchen für die Verfolgten und den Widerstandsbemühungen der Juden. Schonungslos wird auch auf die Kollaboration in einigen Staaten Osteuropas hingewiesen – insbesondere in Litauen am Beispiel des Gettos von Kovno (Kaunas).

Yad Vashem hat neben der Erinnerung an die Ermordeten die Aufgabe, die Notwendigkeit der Gründung des Staates Israel als sicheren Ort für alle Juden zu legitimieren. Das unterscheidet Yad Vashem von anderen vergleichbaren Gedenkstätten. Palästinenser werden kaum einsehen, dass Israel gegründet und sie aus ihrer bisherigen Heimat vertrieben werden oder als Menschen minderen Rechts behandelt werden mussten, weil das NS-Regime die Juden verfolgte.

Am Nachmittag für 1 ½ Stunden bei der Friedrich-Naumann-Stiftung im arabischen Teil Jerusalems. Im Unterschied zu den anderen deutschen Stiftungen unterhält die liberale Stiftung ein integriertes Büro, das für Juden und Palästinenser in gleicher Weise zuständig ist. Wir sprechen mit dem Leiter Dr. Hans-Georg Fleck und seinem arabischen Mitarbeiter Suleiman Abu-Dayych. Beide sind Politologen. Auch Abu-Dayych spricht fließend Deutsch. Leider fehlt auf israelischer Seite ein liberaler Partner, weil die Schinui-Partei, die einen säkularen Staat befürwortete und den Einfluss der Ultraorthodoxen zurückdrängen wollte, seit 2006 infolge innerer Streitigkeiten ihren Einfluss verloren hat.

Ich erkundige mich nach einer gemeinsamen Schulbuchkommission oder nach Gesprächen unter Historikern.

Abu-Dayych sieht ein Grundübel darin, dass jedes Volk glaubt, das von Gott Auserwählte zu sein. Ein großes Problem ist, dass die Juden ein Rückkehrrecht für alle Juden beanspruchen, dieses Recht jedoch den Palästinensern verweigern. Beim Abschied stelle ich mich Dr. Fleck vor. Er kannte nicht nur meinen Namen, sondern hatte auch einige meiner Schriften gelesen. Ich konnte das nicht vertiefen, aber er und sein Mitarbeiter sind an den Interviews Annika Müllers mit den gewaltfreien Akteuren unter den Palästinensern interessiert. Dumm, dass ich das neueste Heft von „Gewaltfreie Aktion“ im Koffer zurückgelassen hatte.

Am Abend noch ein Gespräch in der Wohnung der 86jährigen Ester [früher Ursula] Golan. Sie erzählt mit Hilfe einer Power Point Präsentation ihre Lebensgeschichte. Ihr Vater starb in Theresienstadt, ihre Mutter in Auschwitz. Bis heute ist sie geprägt von ihrer zionistischen Erziehung. Sie veröffentlichte die Briefe ihrer Mutter „Auf Wiedersehen in unserem Land“, die sie in England empfing. Nachzulesen auf ihrer Homepage. Ein Enkelsohn ist als Soldat – ich meine im Libanon-Krieg – gefallen.

Ich berichte, dass ich 1972 auf Einladung der Mapam auch die Westbank besucht hätte. Seitdem habe sich die Lage deutlich verschlechtert. Alle unsere derzeitigen Gesprächspartner hätten gesagt, dass es kaum Hoffnung auf Frieden gä-

be. Alle mit Israel befreundeten Regierungen würden auf eine Zweistaaten-Lösung drängen und die Siedlungen im Westjordanland kritisieren. Wie sie die Siedlungspolitik einschätze. Sie wich der Frage aus mit dem Hinweis, dass niemand aus ihrer Familie dort siedle.

Ruth meint nach der Begegnung, dass man einer so alten Frau mit diesem Schicksal eine solche Frage nicht hätte stellen dürfen. Ich hätte bei meiner Mutter doch auch einiges mit Altersstarrsinn entschuldigt. Ich meine mich zu erinnern, dass ich mit meiner Mutter bis zuletzt gestritten und im Blick auf die jüngste Familiengeschichte (nicht etwa im Blick auf das Dritte Reich) auf Einsicht gehofft hatte. Ich hatte bei Frau Golan den Eindruck, dass sie nicht nur ihr Leben erzählen, sondern auch die zionistische Position und zumindest indirekt auch die aktuelle Siedlungspolitik legitimieren will. Dann muss sie sich auch meine Fragen gefallen lassen. Es gibt gleichaltrige Israelis, welche auch Schreckliches erlebt haben und dennoch die Regierungspolitik klar und deutlich kritisieren.

Jerusalem – Bethlehem – Beit Yala.

Mittwoch, 21. Oktober 2009

### **Creative Writing und seine baulichen Folgen**

Bisher waren wir in Israel. Heute überschreiten wir die Grenze zum von Israel besetzten Gebiet des Westjordanlandes. Unser bisheriger Guide Josef verlässt uns vor der Grenze. Ibrahim, der palästinensische Fahrer, der aber Israeli sein dürfte und auch Hebräisch spricht, übernimmt den Grenzübertritt. Angesicht der imposanten Mauer, die Gad Lior am ersten Abend als „Zaun“ bezeichnet hatte, stellen wir uns diesen Grenzübertritt langwierig vor, aber es genügt Sicht- und Sprechkontakt mit dem Fahrer ohne Papierkontrolle. Das kann sich aber rasch ändern, wenn es wieder zu einem Anschlag kommen sollte.

Jenseits der Grenzen erwartet uns ein christlicher Palästinenser, der in Dortmund aufgewachsen ist und besser Deutsch spricht als unser israelischer Führer, der es im Zweifelsfall immer wieder mit holländischen Worten versucht – und von uns dann auch meist verstanden wird, auch wenn die Worte nicht ganz korrekt sind.

Das erste Ziel ist die Geburtskirche und später das Feld, auf dem die Hirten von den Engeln die Weihnachtsbotschaft vernommen haben (sollen). Mein Problem bei dieser Besichtigung angeblicher Originalschauplätze ist, dass ich mit der historisch-kritischen Forschung davon ausgehe, dass es sich bei unserer wunderschönen Weihnachtsgeschichte um eine Legende handelt. Lukas ist ein begnadeter creative writer, der für den Ort Bethlehem eine außerordentlich folgenreiche Geburtsgeschichte erfunden oder gekonnt weitererzählt hat. Dass man eine Kirche auf das Fundament einer Legende baut, hat mich nicht animiert, mir all das hier Ausgestellte - nach langem Warten in der heißen Kirche - von unserem eif-

rigen Führer erklären zu lassen. Ich setze mich vor der Kirche auf eine Säulenrolle und warte, bis unsere Gruppe nach einer guten Stunde wieder auftaucht.

Ich habe heute Nacht zu wenig geschlafen und war nach kurzen Schlafstücken und lebhaften Träumen immer wieder aufgewacht, bis ich dann zu Fontanes Erinnerungen an seine Kindheit gegriffen und von 3.15 bis 4.00 Uhr gelesen habe, wie Vater Fontane seinen Freunden Napoleon-Anekdoten auftrichtete und seine Frau ihn ob dieser Gefallsucht kritisierte. So erhole ich mich in der frischen Luft auf meiner Sitzsäule von den bedrückenden Träumen der Nacht, die wahrscheinlich von den Exponaten in Yad Vashem ausgelöst worden sind.

Vor der Kirche beobachte ich japanische und philippinische Touristen. Auffallend, dass es hier – wie vermutlich, wenn man genau hinsieht bei allen Völkern – ganz unterschiedliche Physiognomien und Figuren gibt.

Vor der Kirche flanieren Polizisten – in der Regel unbewaffnet. Nur einen habe ich weiter entfernt an einem Straßenposten mit einem ganz abgegriffenen Maschinengewehr gesehen. Wahrscheinlich ist dies ein beehrter Job, aber eigentlich müsste ein junger Mensch etwas lernen und konstruieren und sollte nicht mit uniformiertem Flanieren die Zeit totschiagen.

### **Lifegate und Thalita Kumi – zwei vorbildliche Unternehmen von Christen**

Der erfreulichste Besichtigungstermin ist heute der Besuch in einer Werkstatt und einem Kindergarten für Behinderte, genannt Lifegate Rehabilitation. Der etwa 45jährige deutsche Leiter stellt sie uns vor.

Behinderungen sind in dieser Gegend häufig, weil vielfach innerhalb der Verwandtschaft geheiratet wird und so genetische Schäden vererbt werden. Burkhard, wie er von Theo Lorentz angesprochen wird, weiß von schönen Erfolgen bei Mongoloiden, Tauben und in der Bewegung Behinderten zu berichten. Die Lehrlinge werden zu Schustern, Polsterern, Schreibern und Metallarbeitern ausgebildet. Andere schnitzen, töpfeln und nähen. Ich fotografiere lächelnde Gesichter.

Mittagessen in einem Höhenrestaurant, das im Winter auch eingeschneit werden kann. Anschließend ein intensives Gespräch mit dem palästinensischen Verwaltungschef von Thalita Kumi, der christlichen Schule in Bet Jala. Marose Zacher als Leiterin einer evangelischen Schule, erkundigt sich nach dem Lehrplan. Unterrichtet wird neben Englisch auch Deutsch. Selbst das deutschsprachige Abitur ist möglich. Ivrit wird nicht unterrichtet.

Ich frage nach der Behandlung des Holocaust im Unterricht – angesichts der Ausfälle des iranischen Präsidenten gegen Israel – verbunden mit der Leugnung des Völkermords an den Juden. Herr Younan leugnet den Holocaust nicht, aber er relativiert dessen Bedeutung angesichts des Umfangs der menschlichen Geschichte. Zwischen Daumen und Zeigefinger lässt er gerade mal zwei bis drei

Zentimeter Zwischenraum, wenn er auf diesen Charakterzug deutscher Herrschaft in den besetzten Gebieten und in Deutschland selbst zu sprechen kommt. Beim Grenzübergang an der Mauer wieder keine Personenkontrolle. Der Fahrer spricht durch das Fenster mit einer Polizistin. Schwierig wird es für unseren Fahrer erst, als er bei den kurvenreichen Fahrten um die Berge, auf welche Jerusalem gebaut ist, das „Parkhotel“, in dessen Nähe es gar keinen Park gibt, nicht wieder findet. Wir wollen ihm schon empfehlen, ein Taxi voraus fahren zu lassen, als er das hochragende, aber wirklich schwer zu erreichende Hotel, das auf einer Art Verkehrsinsel liegt, dann nach 45-minütiger Irrfahrt doch entdeckt und erreicht. Solch eine Irrfahrt ist verständlich angesichts des hügeligen Aufbaus von Jerusalem. Unser Vorteil: Wir bekamen auf diese Weise auch das ultraorthodoxe jüdische Viertel Jerusalems zu Gesicht: Schwarze breitrandige Hüte, Schläfenlocken, weiße Hemden und die Frauen schwarz gewandet und ziemlich verhüllt von der Stirn bis zu den Knöcheln. Und im Übrigen viele Kinder. Zehn pro Familie ist nicht selten.

Jerusalem – Massada – Ein Gedi – Qumran – Kibbuz Almog.

Donnerstag, 22. Oktober 2009

### **Von Heldenmythen und Weltuntergangsvorbereitungen**

Wir fahren von dem „hochgebauten“ Jerusalem hinab zum Toten Meer, also von über 1000 m hernieder auf minus 400 m. Der Klimawechsel ist frappant. Die vom Mittelmeer heran streichenden Wolken regnen sich an den Bergen ab und dicht hinter Jerusalem beginnt dann steil abfallend bis zum Jordan die Wüste. Nur noch Beduinen mit ihren Ziegen – und ein paar alte Klöster. So habe ich die Fahrt nach Jericho auch 1996 erlebt. Jetzt fallen am östlichen Stadtrand Jerusalems große Bauten mit Bogenfenstern auf. Nach Auskunft unseres Führers wurden diese Luxuswohnungen von Scheichs gebaut und haben häufig noch keine Bewohner gefunden. Er scheint sich über dieses Engagement reicher Araber zu ärgern.

Die Festung Massada besuche ich nun schon zum dritten Mal. Kein Zweifel, eine eindrucksvolle Festung und schon zu Zeiten Herodes d. Gr. ein verrücktes Bauwerk. Warum in der Wüste eine luxuriöse Zufluchtsburg? Hatte er Angst vor Anschlägen? Und dann auch noch ein Badehaus im römischen Stil! Das Wasser musste aus der Zisterne bergauf geschleppt werden.

Doch das ist mir alles nicht so wichtig. Ein antiker Despot mehr oder weniger, das interessiert mich nicht sonderlich. Spannender ist der Kult, den die Israelis heutzutage mit Massada treiben. Dort werden (die?) Rekruten (nächtlings?) vereidigt. Touristen werden gleich mit einem Film eingestimmt. Ein Altertumsforscher erzählt von der Unterdrückung durch die Römer, dem heldenhaften Aufstand im Jahre 72 und dem Rückzug der letzten Freiheitskämpfer nach Massada,

wo sie dann nach langer Belagerung sich der Sklaverei durch Selbsttötung entzogen. Zitiert wird die zugehörige Ansprache des Anführers.

Wir kennen die Geschichte nur von Flavius Josephus. Die Ansprache ist mal wieder ein Produkt von creative writing, denn überlebt haben nur zwei Frauen, die sich mit fünf Kindern versteckten. Diese Frauen waren bestimmt nicht in der Lage, eine Ansprache oder gar die Aussprache zu diesem Vorschlag zu rekapitulieren. Problematisch ist, dass diese Art von Heldentum in Zusammenhang gebracht wird mit der Lage von Israel nach der Staatsgründung. Die Soldaten sollen sich angesichts feindlicher Übermacht die Kämpfer von Massada zum Vorbild nehmen und bis zum Äußersten kämpfen, eher bereit zu sterben als zu kapitulieren.

Ich kann nicht umhin, bei Massada an Hitlers Traum von der „Alpenfestung“ bzw. an die Mentalität derjenigen zu denken, die sich in Berlin in der Reichskanzlei verbunkert und sich dann wie Familie Goebbels selbst umgebracht haben. Der Vergleich stimmt zwar nicht so ganz, aber ein Fanatiker, der keinen Widerspruch duldet, war der Anführer dieses letzten jüdischen Aufgebots gewiss. Flavius Josephus war schließlich das leibhaftige Beispiel dafür, dass man sich mit der Besatzungsmacht arrangieren und ein kultiviertes Leben führen konnte. Ich bin misstrauisch gegenüber diesen klaren Alternativen: Tod oder Sklave. Meist gibt es einen dritten Weg.

Der weitere Verlauf des Reiseprogramms bietet für mich wenig Neues. Das macht aber nichts, weil ich ja den anstrengenden Aufstieg zur Quelle des Baches durch das Naturschutzgebiet von Ein Gedi nicht bis zum Ende mitmachen muss. Ich setze mich in den Schatten von Wüstenakazien und warte die Rückkehr von Ruth ab, der solche Wanderungen gut tun.

Nächste Station sind die Ausgrabungen einer Siedlung von Essenern, deren Bedeutung heute vor allem darin besteht, dass sie aufgrund ihrer Weltuntergangserwartungen die biblischen Schriften kopiert und in Krügen und Höhlen sicher verwahrt haben. Die Schriftrollen von Qumran brachten wenig neue Erkenntnisse. Ihre Bedeutung besteht vor allem darin, dass sie uns die Genauigkeit der biblischen Überlieferung bestätigten. Au net schlecht, würde Hermann Lenz sagen, zumal ihm das Übersetzen aus den alten Texten genau wo wenig Spaß machte wie mir.

Am Bad im Toten Meer beteilige ich mich nur als Fotograf, weil ich keine Lust habe, in dem lehmigen, salzigen Wasser zu schwimmen bzw. auf dem Rücken liegend zu paddeln. Es soll aber gesund sein. Da lob ich mir meinen Groß Glienicker See. Die Idee, das Tote Meer vom Mittelmeer oder dem Roten Meer her aufzufüllen, gefällt mir, doch Ökologen und Geologen diskutieren noch die Auswirkungen.

Übernachtung im Kibbuz Almog. Einer der mittlerweile dort Angestellten berichtet uns nach dem Abendessen von der Gründungsgeschichte (seit 1929). Mittlerweile ist der Kibbuz ein genossenschaftliches Unternehmen, das Einkünfte über das Hotel, den Anbau von Datteln und die Milchwirtschaft erzielt. Der Kibbuz ist – Dank des raren und umstrittenen Jordan-Wassers – eine grüne Insel. Beim Abendessen komme ich ins Gespräch mit Wolfgang Dix. Er war ab 2007 für 1 ½ Jahre in Pristina für die EU tätig. Es gab Ärger wegen wilden Bauens und der Stadtbaudirektor wurde gar ermordet. Ich möchte ihm meinen Reisebericht aus demselben Zeitraum geben, muss dann aber feststellen, dass ich ihn nicht eingepackt habe.

Kibbuz Almog – Beth Alpha – Nazareth – Akko – Nes Ammim.

Freitag, 23. Oktober 2009

### **Jüdische Siedlungen in der Fläche**

Bei Tageslicht lässt sich erkennen, dass unser Kibbuz in einem Gebiet liegt, das nach 1967 besetzt wurde. Er ist von einem Stacheldrahtzaun umgeben, scheint aber durch die arabischen Nachbarn nicht länger bedroht zu sein. Auf dem Hotelgelände durch Sickerbewässerung aus Schläuchen ein üppiges Grün, an einigen Stellen sogar Rasen. Außerhalb des Geländes jedoch graues Land ohne Büsche und Gras.

Wir fahren – vorbei an Jericho - auf der Grenzstraße entlang der jordanischen Grenze nach Norden. Beiderseits der Straße Kibbuzim und Moshawim (landwirtschaftliche Betriebe in Privatbesitz), die Datteln, Trauben und Gemüse anbauen. Auch Schatten spendende Unterstände und Melkplätze für eine große Zahl von Kühen passieren wir. Beschäftigt werden in den landwirtschaftlichen Betrieben neuerdings thailändische Arbeitskräfte, auf die wir auch bereits im Kibbuz Almog getroffen sind.

Diese Betriebe von Juden befinden sich alle im Westjordanland. Es handelt sich durchweg um etablierte Anlagen. Diejenigen, welche sie aufgebaut haben, nun wieder zu enteignen, hielte ich für unsinnig. Landwirtschaftliche Betriebe von Arabern – rings um arabische Dörfer und gleichfalls entlang dieser Schnellstraße an der Grenze zu Jordanien - wechseln sich mit den israelischen Betrieben ab. Angebaut wird weitgehend dasselbe. Man lernt anscheinend voneinander. Das gilt im Übrigen auch für die Jordanier. Auf ihrer Seite sind in den letzten Jahren dicht an dicht landwirtschaftliche Betriebe entstanden. Beliefert werden die saudi-arabischen Staaten.

Ich denke, dass man unterscheiden muss zwischen den etablierten landwirtschaftlichen Betrieben und den künstlichen neuen Ansiedlungen russischer Einwanderer mitten in palästinensischen Siedlungsgebieten. Für die seit Jahrzehnten funktionierenden Betriebe muss eine wirtschaftlich sinnvolle Lösung gefun-

den werden. Das könnte aber auch im Rahmen eines palästinensischen Staates geschehen. Das ist eine Frage der Verfassung Palästinas und der Verträge zwischen Israel und Palästina.

Wir überqueren die Grenze zwischen dem Westjordanland und dem eigentlichen Staatsgebiet Israels und blicken auf das Bilboa Gebirge, in dem die Geschichte der Freundschaft von David und Jonathan spielt. Vom Gebirge fließt Wasser und dies ermöglicht rings um Beth Alpha nicht nur großflächige Landwirtschaft mit Wassersprühanlagen auf hohen Rädern, wie wir sie auch aus Brandenburg kennen, sondern auch die Anlage mehrerer Fischteiche, an denen sich auch Reiher verpflegen – vermutlich zum Missvergnügen der Fischzüchter.

1923 entdeckten zionistische Siedler in Beth Alpha eine Synagoge aus der Zeit vor der Zerstörung des Tempels in Jerusalem. Das Fußbodenmosaik wurde von Nichtjuden ausgeführt, was angeblich an den Schreibfehlern zu erkennen ist, wie in einem einführenden Film amüsant erklärt wird. Jüdische Auftraggeber und nichtjüdische Künstler verständigten sich (dem Film zufolge) auf ein buntes Programm. Im Zentrum ein wenig jüdisches, doch hübsches Sternbild mit einem Frauenkopf. Im unteren Bereich die Vorbereitung der Opferung von Isaak. Über Löwen und sonstigem Getier dann noch zwei siebenarmige Leuchter. Von diesem dogmatisch unangestregten, auf die Plastizität achtenden, eher naiven Kunstwerk kaufe ich eine Postkarte. Spaß muss sein!

Die Juden schätzen diesen Ort, weil er ihre frühe Anwesenheit in dieser Gegend dokumentiert. Mir sagt zu, dass hier der eigene Glaube ohne Abgrenzung zur Umwelt recht flexibel gelebt wird. Dass es solche Beweglichkeit in Fragen des Brauchtums auch heute noch gibt, zeigt die Existenz des neuen Kibbuz Misra, der sich auf die Schweinezucht spezialisiert hat. Das Schweinefleisch wird von russischen Einwanderern gegessen, angeblich aber nur von den nichtjüdischen Ehemännern jüdischer Frauen. Ob jene es sich wohl selbst brutzeln? Wie auch immer, offenbar werden aus bevölkerungspolitischen Überlegungen in religiösen Fragen Zugeständnisse gemacht.

### **Spannungen zwischen Muslimen und Christen**

In Nazareth das übliche Phänomen der Erinnerungen an das Leben Jesu: Die von Lukas beschriebenen oder erfundenen Geschichten und die Wirkungsstätten Jesu und der heiligen Familie wurden mehr oder weniger stilvoll mit Kirchen überbaut. Wir besuchen die zentrale Kirche, welche der konsternierten Reaktion Mariens auf die Ankündigung ihrer Schwangerschaft gilt. Die Kirche ist eine graue Stahlbetonkonstruktion neueren Datums. Immerhin erhielt Josef auch eine Kirche, die - wie es sich gehört - über seiner Zimmermannswerkstatt erbaut wurde. Ich liebe Albrecht Dürers Darstellung dieser Werkstatt in seiner Holzschnittfolge „Marienleben“.

Die legendären Ereignisse werden an den Wänden der Kirche in Bildwerken verschiedener Nationen und Kirchen bearbeitet. Einleuchtend fand ich die japanische Fassung. Maria und Jesus sind einfach Japaner in Physiognomie und Tracht. Ansonsten wenig, das einem helfen könnte, die Evangelien besser zu verstehen. Wir besuchen noch eine kleinere, schmucklose Kirche, in der Jesus zur Überraschung und zum Ärger der Schriftgelehrten sich als besonders bibelkundig erwiesen haben soll.

Neuerdings hat sich das Verhältnis von Christen und Muslimen verschlechtert. Fanatiker wollen eine voluminöse Moschee auf einen Platz unmittelbar vor die Marienkirche bauen. Man darf annehmen, dass diese auch in puncto Geschmacksverirrung den Wettstreit mit den Christen aufgenommen hätte. Doch seit ihnen der Bau untersagt wurde, versammeln sich die Supergläubigen auf dem umstrittenen Bauplatz zum Mittagsgebet. Wir hören durch die Lautsprecher einen kreischenden arabischen Redner. Wie diese Predigt aufgenommen wird, wissen wir nicht. Als wir zurückkommen, um wieder in unseren Bus zu steigen, rollen ein paar Männer die Gebetsteppiche wieder zusammen und das Leben geht einigermaßen friedlich seinen Gang.

### **Erinnerungen an die Tempelritter am Hafen von Akko**

Zum Mittagessen eine Falavel bei McDonalds am Rande von Akko. Es muss rasch gefuttert werden, weil wir für die Besichtigung der Kreuzritterfestung ausreichend Zeit haben wollen. Ruth und ich haben die Festung und auch die Karawanserei 1996 bereits besucht. Doch mir ist es wichtig, noch einmal an die Szenerie meines Templer-Dramas „Dolor et Ira“ erinnert zu werden. Unser Führer Josef verstimmt mich, weil er über die Raffgier und die Tempelritter nur die Schauermärchen erzählt, die nach ihrer Vertreibung aus Akko in Frankreich zu ihrer Verfemung und zur Hinrichtung auf dem Scheiterhaufen geführt haben. Am liebsten hätte ich zu Josef gesagt, dass seine Geschichten kaum zuverlässiger sind als die Protokolle der Weisen von Zion, aber das verkniff ich mir, nicht zuletzt, weil ich die historischen Fakten nach 50 Jahren nicht mehr parat hatte. Es wunderte mich nur, dass ein Jude nicht erkennt, welche Parallelen es zwischen der Diffamierung und Enteignung der Juden im Dritten Reich und dem Vorgehen gegen die Tempelritter unter König Ludwig dem Schönen gab. Das hatte mich 1958/59 in Paris motiviert, mich als Dramatiker zu versuchen.

Wir haben noch etwas Zeit und können im Hafen den Sonnenuntergang erleben. Ich beobachte und fotografiere ein arabisches Ehepaar mit drei kleinen Kindern, von denen nur die beiden älteren bereits schulpflichtig sein dürften. Alle fünf haben Stippen und fangen im Akkord kleine Fische – so in der Art von Doraden. Die Kinder lachen mir verschmitzt zu, während sie die Fischlein abhaken und in



einen blauen Eimer mit weißem Deckel verfrachten. Vielleicht verfahren sie mit ihnen wie mit Sprotten, denn größer sind nur ganz wenige.

Wir übernachteten in dem Kibbuz Nes Ammim, in dem 70 Freiwillige, darunter 35 Deutsche arbeiten. Die meisten Deutschen, die hier arbeiten, sind Kriegsdienstverweigerer, die es geschafft haben, hier ihren Ersatzdienst ableisten zu dürfen. Monatlich haben sie 10 freie Tage, die sie für Fahrten durch das Land nutzen können. Am Abend berichtet eine junge Frau vom Leben im Kibbuz. Ich bin aber zu müde, dies anzuhören. Ich habe seit 1972, als wir mit der Mapam von einem Kibbuz zum anderen reisten, mehrere Berichte über das damalige und das heutige Leben im Kibbuz gelesen.<sup>6</sup>

Nes Ammim – See Genezareth – Kapernaum – Golan Höhen – Kibbuz Hokuk.  
Samstag, 24. Oktober 2009

### **Am Berg der Seligpreisungen**

Unser bisheriger Führer Josef hält sich als orthodoxer Jude an die Vorschriften, die für den Sabbat gelten. Er darf heute nicht Autofahren, bevor nicht drei Sterne aufgegangen sind. Darum schickt uns das Reisebüro für heute einen Ersatz. Josef bleibt in Nes Ammim zurück, bis er sich am Abend das Auto des Ersatzmannes schnappen und uns einholen kann. Dieser Ersatzführer ist auch ein Jude, aber der junge Mann spricht zu unserer Überraschung perfekt deutsch. Er gehört zu den neu Eingewanderten, hat aber seinen deutschen Vornamen abgelegt und nennt sich jetzt Sharon. An die strengen Regeln der Orthodoxen fühlt er sich nicht gebunden, obwohl er sie kennt und respektiert. Er hat jetzt einen deutschen und einen israelischen Pass. Er wurde katholisch getauft und gehörte in Norddeutschland zur katholischen Jugendbewegung. Nach dem Abitur ging er nach Israel in einen Kibbuz, fand Gefallen an dem Land und entschloss sich, Jude zu werden und das hierzu Erforderliche zu lernen. Danach arbeitete er als Tierarzt-helfer im Kuhstall eines Kibbuz, studierte nebenbei jüdische Geschichte und ließ sich zum Reiseführer ausbilden. Vor kurzem hat er die Prüfung abgelegt. Er dürfte jetzt etwa 30 Jahre alt sein. Für uns ist es höchst angenehm, die Erklärungen in korrektem Deutsch zu hören. Man merkt seiner Führung auch an, dass er das Fach studiert hat. Gemessen an der gestrigen Popularisierung der Geschichte der Kreuzzüge hat sein Vortrag akademisches Niveau und wird doch mit didaktischem Geschick vermittelt.

Wir besuchen heute die Wirkungsstätten Jesu am See Genezareth. Unser Führer informiert jedoch zunächst über die Bedeutung des Sees als Wasserreservoir Israels. Ein Viertel bis ein Drittel der Trinkwasserversorgung Israels erfolgt über den See, dessen Wasser von -214 m auf +50 m hoch gepumpt und dann unter

---

<sup>6</sup> Am meisten bewegt hat mich: Walter B. Godenschwenger und Fritz Vilmar: Die rettende Kraft der Utopie. Deutsche Juden gründen den Kibbuz Hasorea, Frankfurt/M.: Luchterhand Literaturverlag, 1990

Nutzung des natürlichen Gefälles über das Land verteilt wird. Für das Hochpumpen werden zehn Prozent des israelischen Stroms verbraucht. Der höchste und der niedrigste Wasserstand werden auf den Meter genau reguliert. Sinkt der Seespiegel unter minus 215 m so reicht der Wasserdruck nicht mehr aus, um zu verhindern, dass unterirdische Quellen ihre Salzlauge in den See drücken.

Unser Führer stellt aus didaktischen Gründen Fragen, mit denen er auch die Bibelkundigen in unseren Reihen in Verlegenheit bringt. Zunächst etwas Populäres: Warum heißt das Fischangebot des Seerestaurants in Capernaum „Petersfisch“? Gab es da nicht eine Stelle in einem kanonischen Evangelium, wo Jesus seinem fischenden Jünger den Auftrag gibt, einen speziellen Fisch zu fangen? Allgemeine Verlegenheit. Gemeint ist Mat 17,24-27. Da soll nun der alsbald gefangene Fisch im Maul eine Münze gehabt haben, mit dem die Jüngergruppe die fälligen Steuern bezahlen konnte. Marose sagt: „Die Stelle vermeiden wir immer.“ Meine moderne Ausrede, dass es sich um einen riesigen Hecht mit einem alten Blinker im Maul gehandelt haben könnte, zog auch nicht so richtig. Jedenfalls macht es unserem Führer Spaß, uns weiter bibelforschend auszufragen. Als es um die Stellen geht, in denen Capernaum eine Rolle spielt, wissen wir dann schon besser Bescheid. „Thalita kumi“, steh auf, sagte Jesus zur Tochter des Jairus, und auch die Geschichte vom Kranken, der durchs Dach ins überfüllte Haus zu Jesus hinab gelassen wird, ist uns geläufig. Weniger bekannt ist jedoch, warum ein römischer Hauptmann ausgerechnet in Capernaum stationiert war. Hier bekommen wir Nachhilfeunterricht über die Zollgrenze zwischen den Reichen der Nachfahren von Herodes d. Gr.

Ich hatte mir bisher die lokalen Gegebenheiten nie richtig klar gemacht, nicht zuletzt, weil ich Jesus mehr mit Nazareth als mit Capernaum in Verbindung gebracht hatte.

Die historische Stätte wurde zwar auch hier mit einer Kirche überbaut, aber mit einer modernen, auf Säulen schwebenden Konstruktion, welche das Haus der Schwiegermutter Petri, welche die Jünger aufnahm, von allen Seiten erkennen lässt. Man hat den Eindruck tatsächlich auf eine Stelle zu blicken, auf der Jesus gestanden und mit seinen Jüngern geschlafen hat. Das ist bei den anderen Gedenkstätten, auf denen Kirchen und dankenswerterweise auch Gärten angelegt und Schatten spendende Bäume angepflanzt wurden, nicht der Fall.

Marose liest die Seligpreisungen, während wir auf runden Basaltblöcken sitzen. Auch das könnte so gewesen sein, wenngleich die Bergpredigt sicher kein geschlossener, kapitelweiser religiöser Vortrag war. Die fünf Kapitel entsprechen anscheinend den fünf Teilen der Thora. Nun gut, das muss man nicht wissen. Doch allein schon der Ausblick auf den See in Verbindung mit den alten und durch die Jahrhunderte wirksamen Worten, ergreift einen, und mich rühren diese Worte Jesu immer wieder zu Tränen.

Wir besuchen auch Tabgha, die Kirche der Brotvermehrung, weithin bekannt durch das Mosaik mit den beiden Fischen. Da dieses sich jedoch am Altar befindet und der Zugang abgesperrt ist, kann man es nur auf den Postkarten sehen. Fotografieren lassen sich jedoch die Pfauen, Reiher und Lilien in den Fußbodenmosaiken.

Während wir auf das Mittagessen warten, weht unversehens ein heftiger Wind über dem See, so dass man sich schon vorstellen kann, dass die Fischer einst auf diesem doch überschaubaren See von Sturmböen überrascht wurden und es mit der Angst zu tun bekamen. Ich stelle mich unterhalb des Restaurants noch zu den Anglern, die mit schwerem Gerät und riesigen Käschern angerückt sind. Es scheinen jedoch keine Einheimischen zu sein. Einen Fang beobachte ich nicht, sehe nur einen Setzkescher im Wasser liegen.

### **Ein Kapitel Dogmengeschichte**

Unserem Führer ist es ein Anliegen, uns die neue griechisch-orthodoxe Kirche mit ihren roten Kuppeln nicht nur zu zeigen, sondern uns auch das Schisma zwischen der Ost- und der Westkirche zu erklären. Ermutigend fällt die Erinnerung an diese Streitigkeiten nicht aus, zumal ich persönlich mit den Arianern sympathisiere, die trotz ihrer plausibleren Position in der Kirchengeschichte den Kürzeren gezogen haben. Wir mussten als Konfirmanden noch die dogmatischen Formeln aus Luthers Katechismus auswendig lernen, ohne dass über die Vorstellung der Arianer diskutiert worden wäre. Die Konsequenz: Als unsere Berliner Pröpstin kürzlich gefragt wurde, ob es sich denn bei Jawhe und Allah um denselben Gott handle, meinte sie, das könne wohl nicht der Fall sein, denn wir hätten schließlich nicht nur einen Gott, sondern deren drei: Gottvater, Jesus und den Heiligen Geist. Na bitte, wir bieten mehr!

Ich finde es bemerkenswert, dass unser Führer mit einem kirchengeschichtlichen Entwicklungsschema diese Verzweigungen respektive Verirrungen von Konzil zu Konzil auseinanderklamüsert. Da fehlt jetzt aus protestantischer Sicht nur noch ein Kommentar zu dem Umstand, dass die ganzen reformatorischen Kirchen aus päpstlicher Sicht gar keine richtigen Kirchen sind, weil es uns an der apostolischen Tradition mangelt. Egal, wir freuen uns an der schönen griechisch-orthodoxen Kirche und dem bunten Kindergewimmel in den mit Trauben behangenen Lauben rings um Kirche.

### **Auf der Hochfläche des Golan**

Nach so viel kirchlicher Dogmatik und Tradition wird es nun hochpolitisch. Wir fahren auf die Golan-Höhen, die seit dem 6-Tagekrieg von 1967 in israelischer Hand sind und mittlerweile offiziell annektiert wurden, wofür allerdings die völkerrechtliche Anerkennung fehlt. Da unterscheiden sich die Karten der Israe-

lis von denen des Rests der Welt. Mein Eindruck ist, dass die Israelis auch wirtschaftlich *faits accomplis* geschaffen haben. Auf der Hochfläche des Golan passieren wir große landwirtschaftliche Flächen, die aus Stahlröhren bewässert werden.

Der ursprüngliche Grund für die Annexion des Golan war sicherheitspolitischer Natur. Aus sicherer Höhe konnten die israelischen Siedlungen ständig beschossen werden. Davon konnten wir uns selbst überzeugen. Wir sahen hinab auf die Felder der Kibbuzim am Rande des Sees. Tatsächlich haben syrische Scharfschützen vor 1967 auch etwa 150 Israelis abgeknallt. Was geht in dem Hirn eines Menschen vor, der so etwas tut? Mit keiner Religion der Welt lässt sich solch willkürliches Abschießen von Ackerbau treibenden Menschen rechtfertigen.

Mittlerweile geht es auch um die Zuflüsse zum See Genezareth. Syrien hatte vor 1967 bereits damit begonnen, einen Teil des Wassers aus den Golanhöhen am See Genezareth vorbei zu leiten. Das war durch das Bombardement der Bauarbeiten verhindert worden.

Gewiss ist das Wasser ein wertvolles Gut, aber wenn in friedlicher Absicht verhandelt wird, lassen sich dafür technische und agronomische Lösungen finden, ohne dass man dem anderen das Wasser abgräbt oder Bomben wirft. Ich habe in Israel bisher den Eindruck gewonnen, dass man zumindest in den Hotels mit dem Wasser so großzügig umgeht wie in Deutschland. In unserem Hotel in Jerusalem gab es nicht nur Duschen, sondern auch Badewannen. Andererseits berichtet unser Führer Sharon, dass seinem Kibbuz ein bestimmtes Wasserkontingent zugeteilt wird und dass dieses Kontingent heuer nicht ausgereicht hat, um weiterhin Fertigrasen zu züchten und zu verkaufen. Sie hätten diesen Zweig ihrer Produktion austrocknen lassen müssen.

Ich habe mich immer wieder gefragt, ob sich nicht auch ein größerer Teil des Brauchwassers zurückgewinnen bzw. weiterverwenden ließe. Das fordert Investitionen, aber es ist wahrscheinlich billiger als der Gaza-Krieg. Leider fällt das für übermorgen geplante Gespräch mit dem Direktor eines Wasserwerkes aus.

Kibbuz Hokuk – Ginossar (am See Genezareth).

Sonntag, 25. Oktober 2009

### **Ein Fischerboot aus der Zeit Jesu**

Wir haben in einem einst sehr wehrhaften Kibbuz übernachtet. An seiner höchsten Stelle verfügt er noch über eine gemauerte Wehranlage und einen Wachturm, wiewohl diese seit 1948 nur noch an die Zeiten erinnern, in denen man sich dorthin gelegentlich zurückziehen musste. Unsere Apartments sind schlicht und die sanitären Einrichtungen nicht die modernsten, aber das Abendessen war wie bisher immer vielseitig und entbehrte auch hier nicht eines kulinarischen Höhe-

punkts. Gestern Abend war es ein großer angeräucherter Lachs, aus dem sich jeder Gast Stücke lösen konnte, wenn er nicht Hähnchenschlegel oder Rinderbraten – möglicherweise aus eigener Zucht – vorzog.

Wir haben uns gestern Abend in großer Runde um einen Baum auf den heute früh selbst zu gestaltenden Gottesdienst geeinigt. Mangels Gesangbüchern laden wir aus dem Internet alle Verse von „Geh aus mein Herz und suche Freud“ herunter und singen auch deren mehrere. Im Dankesgebet erwähnt Marose die Archäologen, die uns so viel Verschüttetes wieder nahe gebracht haben. Ein solches Fundstück ist auch das Ziel unseres heutigen Ausflugs zum Kibbuz Ginossar, den Ruth und ich von der Reise im Jahre 1996 bereits kennen. Hier wurde bei extrem niedrigem Wasserstand im Schlamm des Sees ein Fischerboot aus der Zeit Jesu entdeckt, geborgen und präpariert. Durch die Montage der Einzelteile in einem Edelmetallgerüst ist das olle Boot, das mit Hilfe eines Kohlenstofftests auf den Zeitraum 40 vor bis 50 nach Chr. Geburt datiert wurde, nun ein Schmückstück im Reich moderner Museumskunst. Das Boot ist Teil der Yigal Allon Gedenkstätte. Allon war langjähriger Vizepremierminister Israels und entwickelte früh die Vorstellung, dass neben Israel ein neuer Staat der Palästinenser entstehen sollte.

Wir fahren über die Mittagszeit mit einem der besonderen Holzschiffe, die in vergrößerter Form den alten Fischerbooten nachempfunden sind, für eine knappe Stunde auf den See hinaus und nähern uns den gestern besuchten Orten am Nordufer. Von ähnlichen Schiffen, die neben der israelischen Flagge auch schon mal die englische oder die amerikanische Flagge hissen, schallen zu uns die jeweiligen Nationalhymnen herüber.

Das Wasser ist klar, aber ich kann nirgends einen Fisch entdecken. Einige wenige Möwen sind in der Ferne sichtbar, nähern sich aber nicht unserem Boot.

Heute ist ein Tag der Erholung. Wir nutzen die Nachmittagsstunden, um im See zu baden. Er fällt ganz flach ab. Direkt am Ufer nur Steine und brauner Sand – vermischt mit Muschelresten – und dann lehmiger Schlamm, der aber durch unser Hineinschreiten nicht aufgewühlt wird. Wie zu erwarten eine angenehme Wassertemperatur von ungefähr 25 Grad.

Das Ende des Tages wird getrübt durch einen Unfall. Klaus Ahlert, unser ältester Mitreisender, ist – so gelenkig er bisher auch war – beim Klettern über Basaltblöcke gestolpert und hat sich an einem Eisenteil tief in den Unterschenkel geschnitten. Er verliert viel Blut und muss mit dem Krankenwagen in das Krankenhaus von Tiberias transportiert werden. Er wird morgen nicht mit uns nach Jordanien reisen, sondern erst am letzten Tag in Israel wieder zu uns stoßen können. Joel, der Inhaber des Reisebüros, der uns heute auf der Schiffsfahrt über den See begleitete, wird sich seiner annehmen.

Am späten Abend berichtet uns eine 80jährige Bewohnerin des Kibbuz, die 1947 hier angefangen hat, noch von der Gründung des Kibbuz auf dem strategisch wichtigen Höhenrücken oberhalb des Sees Genezareth. Bis zur Staatsgründung, von der sie als Mitglieder der jüdischen Untergrundorganisation Pallymach annahm, dass sie mit Kämpfen einhergehen würde, hätten sie mangels Wasser kaum Landwirtschaft betrieben, sondern in erster Linie ihre Stellung befestigt und die Felder für den künftigen Landbau von Steinen gesäubert. Von dem einstigen sozialistischen Experiment ist jetzt nur noch eine monatliche Versammlung von hundert Alten geblieben. Die Anlagen sind weitgehend verpachtet. Das haben wir auch beim Aufenthalt im großen Speisesaal gemerkt. Außer uns waren nur noch ein paar Personen aus der Küche zu sehen gewesen. Unsere Reiseleiterin Irene hatte hier vor Jahren noch auf den Avocado-Feldern gearbeitet.

Wie immer man diese Entwicklung auch beurteilen mag, das Auffallende an den alten Kibbuzniks ist ihr Stolz auf das in Israel Erreichte. Da frage ich mich dann immer wieder: Auf was können denn die hiesigen Palästinenser stolz sein? Mit welchen Leistungen ihres Volkes können sie sich identifizieren? Sind ihnen die Juden nicht auf allen Gebieten um Längen voraus?

Kibbuz Hokuk – Tiberias – Jordanischer Grenzübergang – Berg Nebo – Makaba – Amman.

Montag, 26. Oktober 2009

### **Erste Eindrücke in Jordanien**

Noch ein Abschiedsbesuch bei Klaus Ahlert im Krankenhaus von Tiberias und dann fahren wir zur israelisch-jordanischen Grenze, wo wir uns von unserem Führer Josef und von unserem Fahrer Ibrahim (auf Zeit) verabschieden. Auf der anderen Seite der Grenze erwarten uns der jordanische Führer und ein jordanischer Fahrer mit seinem Bus. Die Ausreise kostet uns fast zwei Stunden und noch einmal fast 20 Euro Ausreisegebühr. Zwischen Israel und Jordanien wurde zwar 1988 ein Friedensvertrag geschlossen, aber auf wechselseitige Besuche wird offenbar kein Wert gelegt.

Mahmud Mussa, unser wahrscheinlich 50jähriger Führer, spricht sein Deutsch ziemlich knarrend, aber wir verstehen ihn einigermaßen. Er hat zehn Jahre in Hamburg gelebt. Er ist von gedrungener Statur, dunkelbraun und sehr wuselig. Als Journalist hat er in Deutschland Lehrgänge besucht. Wir reisen in einem riesigen Komfortbus.

Wir fahren den Jordan entlang nach Süden. Uns fällt die Ärmlichkeit der Siedlungen am Straßenrande auf. Später erfahren wir, dass die Ländereien zum Teil ägyptischen Großgrundbesitzern gehören und die Felder von Tagelöhnern bewirtschaftet werden.

Unser erstes Ziel in Jordanien ist der Berg Nebo, von dem herab Mose – kurz vor seinem Tod – noch Galiläa erblickt haben soll. Ein schönes Foto im zugehörigen Museum der Franziskaner zeigt Papst Johannes Paul XXIII, wie er gleich Moses ins Jordantal blickt. Wo Milch und Honig fließt, wartet man gewöhnlich nicht gerade freundlich auf Neuankömmlinge. Ich muss die einschlägigen Stellen der Bibel noch einmal lesen. Seit ich an Ort und Stelle bin, tun sich mir neue Fragen auf. Ich verbinde mit den Bezeichnungen zum ersten Mal eine lebendige Anschauung. Jetzt weiß ich, dass der Berg Nebo eine Erhebung aus Steinen und aus hartem Lehm ist, in den der winterliche Regen tiefe Rillen reißt, und dass ich mir unter den Moabitern wahrscheinlich Beduinen vorzustellen habe.

Unser Führer drängt uns. Wir müssen Mataba, das für die Mosaik in seinen vielen byzantinischen Kirchen bekannt ist, noch vor Einbruch der Dunkelheit nicht nur erreichen, sondern auch besichtigen. Es reicht nur für die Hauptattraktion, die St. Georgskirche aus dem 6. Jahrhundert. Das zentrale Fußbodenmosaik zeigt (ursprünglich im Ausmaß von 16 x 6 m) eine Karte des Nahen Ostens mit vielen Ortsbezeichnungen in griechischen Buchstaben. Zentral ist eine Abbildung Jerusalems mit Stadtmauer, Toren, Kirchen und säulengesäumten Prachtstraßen. Leider erfahren wir nicht, warum man den Boden einer Kirche mit einer Landkarte schmückte. Wollte man zeigen, wie weit sich das Christentum bereits ausgebreitet hatte?

Die nächtliche Weiterfahrt führt uns über dreispurige Autobahnen und dichtesten Verkehr und über eine hohe Brücke mitten durch Amman, das auf uns den Eindruck macht, von modernen, wohl habenden Menschen bewohnt zu sein.

### **Im Gespräch mit der stellvertretenden Botschafterin**

Ein abendliches Treffen mit Ulrike Hellner, der stellvertretenden Botschafterin in Amman, korrigiert diesen ersten Eindruck durch detaillierte Informationen. Es gibt hier neben den Steinreichen auch viele Bettelarme – und wahrscheinlich umfassen letztere ein Drittel der Bevölkerung. Für die Flüchtlinge, die in mehreren Schüben aus Palästina herein gekommen sind, gibt es Zuwendungen von internationalen Hilfsorganisationen. Diese sind einerseits notwendig, tragen aber andererseits auch dazu bei, dass die Flüchtlinge auf engem Raum in den ehemaligen Lagern zusammenbleiben und sich nicht anderweitig nach einem Einkommen umtun.

Der Islam ist Staatsreligion, was bedeutet, dass der Staat die Imame einsetzt und darauf achtet, dass nichts dem Königshaus Abträgliches gepredigt wird. Der Geheimdienst ist omnipräsent und man raunt sich zu, dass jeder Dritte in seinen Diensten stehe.

Wir fragen auch nach den Menschenrechten. Die Defizite sind beträchtlich, aber die Lage ist besser als in den arabischen Anrainerstaaten. Es wird gefoltet,

wenn auch nicht systematisch und besonders unter den Armen sind Ehrenmorde ein Problem. Auch um die Pressefreiheit steht es – infolge der Selbstzensur und der Hofberichterstattung – nicht zum Besten. Es gibt nur eine Journalistenfakultät.

Von einer Bedrückung oder gar Verfolgung von Christen hat sie bisher nichts bemerkt. Christliche Schulen werden wegen ihrer Qualität auch von Muslimen besucht. Ihr ist aufgefallen, dass manche Frauen ein Kreuz als Schmuck um den Hals tragen, ohne dass dies bei den Muslimen Anstoß erregen würde. Das klingt anders als das, was Petra Heldt uns in Jerusalem von der Diskriminierung der Christen in muslimischen Staaten berichtet hat. Dabei habe ich nicht den Eindruck, dass Frau Hellner nach diplomatischen oder gar beschönigenden Formulierungen sucht. Sie redet freiweg.

Einige in unserer Gruppen meinen im Rückblick auf das Gespräch, dass Ulrike Hellner für die israelische Position zu wenig Verständnis gezeigt habe und sie nehmen ihr übel, dass sie nach 1 ½ Jahren in Amman noch nicht nach Israel gereist ist. Doch wann war Petra Heldt zum letzten Mal in Amman? Ich bin auch nicht sicher, dass die stellvertretende deutsche Botschafterin in Jordanien so mirnichtsdirnichts nach Jerusalem reisen und dort irgendwelche „heiligen Stätten“ besuchen kann, ohne dass über die Bedeutung dieses Besuches sich alle möglichen Leute so ihre Gedanken machen würden. Ich fand es ja bezeichnend für die Situation, dass es dem deutschen Mitarbeiter des Zivilen Friedensdienstes in Jerusalem vom Bundesministerium für Wirtschaftliche Zusammenarbeit untersagt worden ist, im Gazastreifen mit Mitgliedern der Hamas zu sprechen. Ich habe heute Abend keine Fragen gestellt. Wenn ich mit Ulrike Hellner wieder zusammentreffen würde, dann würde ich mich allerdings erkundigen, ob solche Besuche des Personals der deutschen Botschaft in Jordanien im benachbarten Israel bzw. in den autonomen Gebieten der Westbank überhaupt vorgesehen sind.

Amman – Petra.

Dienstag, 27. Oktober 2009

### **Viel Historie und ein wenig Ökonomie**

Am Vormittag ist unser Programm rein touristisch. Wir besuchen die Zitadelle Ammans. Ich dachte, es handle sich hier um eine Burg – vielleicht ähnlich derjenigen von Nürnberg – und bin nun ganz überrascht, dass ich die Reste einer ummauerten Stadt betrete. Hier oben galt es, mit der ganzen Bevölkerung immer wieder Belagerungen Stand zu halten. Überall stößt man auf Zisternen, und es gab sogar einen unterirdischen Gang zu einer Quelle unter- und außerhalb der Burgmauern.



Spanische Archäologen haben ihre speziellen Erfahrungen mit den Hinterlassenschaften der Umajaden in Andalusien hier eingebracht und sich besondere Verdienste um die Ausgrabungen und um die Restauration der hiesigen Bauten der Umajaden erworben. Die Anfänge der Bauten auf der Zitadelle reichen jedoch viel weiter zurück. Der schönste Blickfang am höchsten Punkt ist kein Pulverturm, sondern sind die Säulen des Herkulestempels, die hoch in den Himmel ragen. Doch Blöcke und Säulen des Tempels wurden nach dem Wechsel der Burgherren weiter verwendet beim Bau der byzantinischen Kirche, und das sakrale Recycling setzte sich fort beim Bau der Moschee. Unser Führer zeigt uns aber inmitten der Zitadelle auch eine Straße mit den Stümpfen einer Säulenreihe, die eindeutig auf römische Bauherren verweist.

Mir gefällt es auf dieser im weißen Kalkstein leuchtenden Zitadelle, von der man über Amman blicken kann. Unten im Tal das römische Theater mit 7.500 Sitzplätzen und auf dem gegenüber liegenden über und über mit Wohnhäusern bebauten Berg an einem weißen Betonmasten eine riesige jordanische Flagge. Amman ist innerhalb von hundert Jahren um das Tausendfache der ursprünglichen Einwohnerzahl auf 1,7 Millionen angewachsen. Allerdings sieht man von hier oben auch, dass in der Innenstadt die meisten Häuser nicht aus dem vornehmen Kalkstein, sondern aus Beton errichtet wurden – erdbebensicher, wie man hoffen darf.

Und dann machen wir uns auf die lange Autofahrt in den Süden. Theo Lorentz setzt – in Rücksprache mit dem Reisebüro – durch, dass wir ein halbes Dutzend deutsche und amerikanische Volontäre, die in israelischen Kibbuzim arbeiten und nun auch die Nachbarn kennen lernen wollen, in unserem großen Bus nach Petra mitnehmen dürfen. Einen kennen wir aus dem Kibbuz Almog. Er hat uns dort als Zivildienstleistender begrüßt. Mit ihm spreche ich auch noch über das anstehende Studium und gebe ihm die beiden Hefte von „Gewaltfreie Aktion“, die ich mit auf die Reise genommen habe, zum einen mit den Texten „Aus dem Leben eines Friedensforschers“ und zum anderen mit dem Aufsatz von Annika Müller über die gewaltfreien Akteure unter den Palästinensern.

Die Fahrt in den Süden ist nicht abwechslungsreich. Sie führt entlang der von Deutschen vor dem Ersten Weltkrieg geplanten Hedschas-Eisenbahn und der neuerlichen Gas-Pipeline und den Masten der länderübergreifenden Stromvernetzung. Eine landwirtschaftliche Nutzung dieser dünnen Flächen, die aus steinigem Lehmboden bestehen, ist ohne Wasser nicht möglich. Wir sehen nur gelegentlich mal eine Schafherde. Die Bedeutung dieses öden, flachen Landstrichs besteht heute in erster Linie darin, dass er gewaltige Phosphatvorkommen birgt und diese leicht abgebaut werden können. Bislang exportiert Jordanien das Rohphosphat über den Hafen von Akaba, ohne es bereits zu verarbeiten, was grund-

sätzlich möglich wäre und zum industriellen Aufschwung beitragen könnte. Finnland wäre bereit, hier zu investieren.

Neu ist mir der Hinweis unseres Führers, dass in den Phosphatlagern auch Uran steckt und dass viele AKWs heute mit dem Uran Jordaniens betrieben werden. Ich muss mich darüber noch besser informieren. Ich hatte bisher den Aussagen der AKW-Gegner geglaubt, dass die Uranvorkommen eng begrenzt seien und der weitere Bau von AKWs schon allein aus diesem Grunde nicht wirtschaftlich sei.

Ich hatte mich gestern Abend bei der stellvertretenden Botschafterin nach den wirtschaftlichen Einnahmen Jordaniens erkundigt. Sie hatte weder Phosphat, noch Uran erwähnt, doch sie gab auch zu, dass die Ökonomie nicht ihr Fach sei. Unserem Führer sieht man es nicht an, aber er kennt sich recht gut aus und redet ganz ungeschminkt von der wirtschaftlichen Abhängigkeit Jordaniens. Jordanien habe ein gewaltiges Handelsbilanzdefizit. Jordanien lebe von Zuschüssen, und er fügt hinzu: „Ich weiß nicht, wie lange dies noch so weitergehen kann.“

Petra.

Mittwoch, 28. Oktober 2009

### **Wer waren die Nabatäer?**

Bei Ruths und meinem Entschluss, noch einmal nach Israel zu reisen, hat eine wichtige Rolle gespielt, dass auch ein Abstecher nach Jordanien, das wir noch gar nicht kannten, auf dem Programm stand. Die Hauptattraktion war die Felsenstadt Petra, von der wir gehört hatten, dass sie sagenhaft schön und geheimnisvoll sei. Wie hieß es doch bei T. E. Lawrence: „Petra ist der herrlichste Ort der Welt. Nicht wegen seiner Ruinen, (...) sondern wegen der Farbe seiner Felsen, die ganz rot und schwarz sind mit grünen und blauen Streifen, in kleinen krausen Linien (...) und wegen der Form seiner Klippen und Spitzen und wegen seiner wundervollen Schlucht, in der das Quellwasser dahin schießt und die (...) gerade breit genug ist für ein Kamel und mehrere Kilometer lang.“ Also etwas für Augenmenschen, *sigthseeing par excellence*.

Doch was war Petra politisch und kulturell? Da spricht der Baedeker von einem „Karawanenstaat“. Doch das sagt nur, dass die Nabatäer auf Kamelen über lange Strecken wertvolle Waren transportiert und sich einige Niederlassungen und in Petra eine Metropole geschaffen haben. Eine Militärmacht war Petra wohl nicht, obgleich die Karawanen irgendwie gegen Räuber geschützt werden mussten. Vielleicht ist Petra sogar ein ganz seltenes Beispiel für einen Staat ohne eine Armee. Darüber sollte ich mal mit Ekkehart Krippendorff sprechen. In seinem Buch *Staat und Krieg. Die historische Logik politischer Unvernunft* (Frankfurt/M.: Suhrkamp Verlag, 1985) vertritt er die These, dass Staat und Militär (leider) eine Einheit bilden.

Doch auch bei meinem Versuch, mir unter den Nabatäern ein (nicht militarisiertes) Kulturvolk vorzustellen, komme ich nicht weiter, weil es anscheinend keine aussagekräftigen schriftlichen Dokumente gibt.

Ich achte bei unserer Wanderung durch den Canyon und die Reste der Stadt Petra auf Inschriften. Im Sandstein hat sich nicht viel gehalten, und die Marmortafeln wurden demontiert, um Kalk zu brennen. Was ich finde, sind ein paar Reste in griechischen und lateinischen Buchstaben und Grabmale, die in ihrer Symbolik an hellenistische, ägyptische und römische Traditionen erinnern. Das Merkwürdigste sind die monumentalen, in den Sandstein gehauenen Fassaden der Grabmäler. Manche sprechen von einem achten Weltwunder.

Leider ist das Museum am Ende der Schlucht nicht aufschlussreich. Hellenistisches und Römisches, aber nichts, das auf eine spezifisch nabatäische Götter- und Sagenwelt schließen ließe. Es gab ein Theater mit 8000 Sitzplätzen. Doch welche Tragödien und Komödien wurden dort gespielt? Die Römer eroberten die Stadt und stellten sie unter ihre Verwaltung, und dann verschwand Petra von der Landkarte der Geschichte. Geblieben sind die erst im 19. Jahrhundert wieder entdeckten und ausgegrabenen Trümmer. Jetzt ist diese Stadt eine Touristenattraktion und eine Einkommensquelle für ein paar Beduinen, die in den Höhlen am Rande des Canyons gehaust haben und nun in Häusern angesiedelt wurden und ihre Dienste beim Transport gehfauler (oder behinderter) Touristen mit Eseln, Pferden und Kamelen anbieten. Die Frauen verkaufen den üblichen Schmuck. Es gibt auch die kunstvoll in bauchige Flaschen gefüllten bunten Sandbilder, die meist Kamele darstellen. Mir scheint jedoch, dass den Beduinen für das immer gleiche Bilderrieseln die Geduld fehlt. Sie galoppieren lieber auf ihren Pferden die steinigen Wege entlang und helfen korpulenten Touristinnen in die Sättel ihrer Kamele.

Petra – Wadi Rum – Akaba – Ramon Krater (im Negev)

Donnerstag, 29. Oktober 2009

### **Auf den Spuren des Lawrence von Arabien**

Auf den letzten Studientag unserer Reise freue ich mich besonders, weil er uns ins Wadi Rum, an den Schauplatz eines berühmten Buches, zu den „Sieben Säulen der Weisheit“ von Thomas Edward Lawrence (1888 – 1935) führen wird. Dabei weiß ich nicht, was man unter diesen sieben Säulen zu verstehen hat.<sup>7</sup> Erst als ich davor stehe, begreife ich: Das sind keine klugen arabischen Lehrsätze, nach denen man sein Leben einrichten sollte; das sind Felsformationen einer

<sup>7</sup> In Wikipedia findet sich folgender Hinweis: Der Titel stammt aus dem [Alten Testament](#) und bezieht sich auf einen Spruch [Salomos](#) ([Spr 9,1 EU](#)): „Die Weisheit hat ihr Haus gebaut, ihre sieben Säulen behauen.“. Lawrence hatte diesen Titel von einem früher geplanten Buchprojekt übernommen, das von sieben antiken Städten im [Nahen Osten](#) handeln sollte.

Sandsteinwand, die senkrecht aus einer Sandpiste aufsteigt. In dieses Sandsteinmassiv haben Wind, Wasser und Temperaturstürze tiefe Rinnen gegraben, die sieben säulenartige Ausbuchtungen entstehen ließen.

Wir haben drei Jeeps – die Amerikaner würden von pick ups sprechen – gemietet. Auf die Ladefläche sind zwei Bänke montiert, auf der jeweils drei Personen Platz nehmen und sich an das Geländer bzw. an die Stangen, welche das flatternde Zeltdach tragen, klammern können. Die jungen Beduinenfahrer preschen über den weichen Sand von einer dieser hoch ragenden Felseninseln zur nächsten und dann zwischen diesen hindurch. Zwei Stunden hoppeln wir – mit Fotografierpausen – so durch die Wüste. Angemessen wäre es, Kamele zu besteigen und sich einen halben Tag oder länger durch die Wüste schaukeln zu lassen. Ich bin sicher, dass die Beduinen eine solche Exkursion gerne mit einem Ehepaar wie Ruth und mir unternehmen würden. Man müsste es sich nur vornehmen. Vielleicht käme man dann auch der Stille und den Geheimnissen der Wüste näher, als wenn man mit dem Jeep von Fotostop zu Fotostop einen bestimmten Rundkurs einhält.

Doch auch dieser ist schon eindrucksvoll genug. Wir haben zudem die Gelegenheit, durch den tiefen Sand zu den ausgehöhlten Felsen hoch und in die Felsspalten hinein zu steigen. Ruth wagt hier mehr als ich, steigt und klettert höher, und es gelingt ihr sogar, zwischen einem Gebüsch und einer stacheligen Pflanze eine Eidechse zu fotografieren.

Es enttäuscht mich allerdings ungemein, dass ich in der so genannten „Buchhandlung“, sprich bookshop, des Informationszentrums das weltberühmte Buch des Lawrence of Arabia nicht kaufen kann. Die beiden jungen Verkäufer schauen mich an, als ob sie von diesem literarischen Meisterwerk und zudem Standardwerk der Strategie des Guerillakrieges noch nie gehört hätten. Ich hatte an einem Gedenkstein für T. E. Lawrence den Ausführungen des arabischen Führers einer anderen Gruppe zugehört. Er äußerte sich ganz abfällig über diesen berühmten Autor. Dieser habe die Beduinen in einen Krieg hineingezogen, in dem sie nichts zu gewinnen gehabt hätten und außerdem sei er auch noch

schwul gewesen.<sup>8</sup> Da wundert es mich dann schon weniger, dass sein Buch im Informationszentrum nicht zu kaufen ist. Ich sage es aber den beiden Verkäufern dennoch deutlich, dass dieses Buch vorrätig zu haben für ein Informationszentrum und erst recht für eine Buchhandlung, die diesen Namen verdient, unverzichtbar sei. „It is a must for a bookshop in this area.“ Sie schauen mich ganz erstaunt an. Ob sie wohl auf die Idee kommen, das Buch mal zu lesen?

Wir verwenden dann die für diesen letzten Bucheinkauf in Jordanien reservierten Dinare, um für unsere 11jährige Enkelin Hannah zwei Halsketten im Laden einer Cooperative von Frauen zu kaufen.

Die israelischen Grenzpolizistinnen kontrollieren unser Gepäck (nach dem Durchleuchten) in einigen Fällen sehr eingehend und blättern durch alle Bücher, so dass wir für das Überschreiten dieser Grenze auch wieder mehr als eine Stunde aufwenden müssen. Und dann fehlt der Bus, aber immerhin ist Danny, der neue israelische Reiseführer zur Stelle. Es stellt sich heraus, dass unser Busfahrer angenommen hatte, er müsse uns an dem Grenzübergang, an dem wir das Land verlassen hatten, auch wieder abholen.

Es gelingt Danny, einem ehemaligen Oberst der Panzertruppe, kurzfristig einen Ersatzbus zu beschaffen. Bravo!

Wir fahren zu den „Säulen Salomos“, wo früher noch von den Ägyptern und dann – wie der Name vermuten lässt - (eventuell) auch zu den Zeiten von König Davids legendärem Sohn Kupfer abgebaut wurde. Doch wer weiß, ob sich dies archäologisch nachweisen lässt?<sup>9</sup>

Wir fahren durch die Wüste, die hier nicht aus Sand, sondern aus Löss und Steinen besteht. Wenn es regnet, versickert das Wasser nicht an Ort und Stelle, sondern aus dem Löss bildet sich sofort eine glatte Schicht, auf der das Wasser dahin schießt und Unheil anrichten kann.

Wenn genügend Wasser zur Verfügung stünde, ließe sich hier wunderbar Garten- und Feldbau betreiben. Im Frühjahr, wenn es einiges zum abgrasen gibt, sind in

---

<sup>8</sup> Lawrence schreibt dazu selbst: „Die Geschichte auf diesen Seiten ist nicht die Geschichte der arabischen Bewegung, sondern die meiner Beteiligung daran. Es ist die Erzählung des täglichen Lebens, unbedeutender Geschehnisse kleiner Menschen. Hier gibt es keine Lektionen für die Welt, keine Enthüllungen, um die Menschen zu schockieren. Sie ist voll von trivialen Dingen, zum Teil deshalb, daß niemand die Überreste, aus denen ein Mann eines Tages Geschichte machen könnte, fälschlich für Geschichte hält, und zum Teil wegen des Vergnügens, das ich bei der Erinnerung an meine Beteiligung an dieser Revolte hatte. Wir alle waren überwältigt, wegen der Weite des Landes, des Geschmacks des Windes, des Sonnenlichts und der Hoffnungen, für die wir arbeiteten. Die Morgenluft einer zukünftigen Welt berauschte uns. Wir waren aufgewühlt von Ideen, die nicht auszudrücken und die nebulös waren, aber für die gekämpft werden sollte. Wir durchlebten viele Leben während dieser verwirrenden Feldzüge und haben uns selbst dabei nie geschont; doch als wir siegten und die neue Welt dämmerte, da kamen wieder die alten Männer und nahmen unseren Sieg, um ihn der früheren Welt anzupassen, die sie kannten. Die Jugend konnte siegen, aber sie hatte nicht gelernt, den Sieg zu bewahren; und sie war erbärmlich schwach gegenüber dem Alter. Wir dachten, wir hätten für einen neuen Himmel und für eine neue Welt gearbeitet, und sie dankten uns freundlich und machten ihren Frieden.“

– T.E. LAWRENCE: [Die sieben Säulen der Weisheit](#), Seite 850

<sup>9</sup> Vgl. den Kommentar Uri Avnerys zu den Grabungen in Jerusalem in Anmerkung 4.

der Wüste Gazellen in großer Zahl unterwegs. Sie riechen Wasserstellen über eine Entfernung von bis zu 14 Kilometern. Das erzählt uns der Führer, der die Gegend auch von Manövern mit seiner Panzertruppe zu kennen scheint.

Nach einer Fahrt durch den Ramon Krater erreichen wir ein inmitten der Wüste gelegenes Luxushotel, das Radtouren über Lösspisten anbietet und auch mit einem hauseigenen Schwimmbad lockt – angesichts der landesweiten Wasserknappheit ein politisch sträflicher Unfug. Mir machen diese israelischen „Errungenschaften“ keinen Spaß. Da mag das zum Abendessen Aufgetischte noch so üppig sein.

Wir fangen während des Abendessens schon an, über unsere Eindrücke zu diskutieren. Wolfgang Dix und ich äußern uns sehr kritisch zu dem, was ich die Apartheidpolitik der Israelis nenne. Irene Spier-Schwartz und Wolfgang Lorentz kontern mit Berichten von Freunden, die unter dem Raketenbeschuss aus dem Gaza-Streifen gelitten haben. Ich bestreite nicht, dass solches Abfeuern primitiver Raketen eine unerträgliche Provokation darstellt – und daher auch von Richter Goldstone in seinem UN-Bericht über den Gaza-Krieg verurteilt worden ist. „Doch wenn man die Zahl der von den Raketen der Hamas getöteten Israelis mit den im Gaza-Krieg getöteten Palästinenser vergleicht, dann kommt man auf Relationen, welche mich an die Geislerschießungen der Wehrmacht in Jugoslawien erinnern. Dort wurde für jeden deutschen Soldaten, den die Guerilleros umgebracht hatten, 100 Geiseln erschossen.“<sup>10</sup>

Wir können das Gespräch aber nicht in großer Runde vertiefen, weil es in dem Hotel keinen passenden Konferenzraum gibt und unsere Sesselrunde am Rande der Bar von einer Combo mit Musike zum Schweigen gebracht wird.

Ramon – Beersheva – Tel Aviv – Berlin.

Freitag, 30. Oktober 2009

### **Was heißt „Regente sein“?**

Unser Flugzeug startet um 16 Uhr in Tel Aviv in Richtung Frankfurt. Wir müssen drei Stunden zuvor am Flughafen eintreffen, um genügend Zeit für die Sicherheitskontrollen zu haben. Das hat zur Folge, dass wir uns auf der Fahrt durch die Wüste Negev nur noch einen Pipi-Stopp an einem Schnellimbiss am Rande der Autobahn leisten können.

Unser Guide Danny will aber doch etwas bieten und erzählt uns unterwegs aus dem Leben des Israel-Gründers David Ben Gurion. Das lässt sich alles auch nachlesen, aber wenn man durch die erst ganz allmählich gen Norden sich etwas begrünende Wüste Negev kutschiert wird, hört man auch gerne zu. Amüsiert hat mich eine Anekdote. Bei einer Begegnung mit Winston Churchill hatte dessen

---

<sup>10</sup> Vgl. Th. Ebert: Vor Ort mit dem Zivilen Friedensdienst. Spätsommerliche Reise ins frühere Jugoslawien. In: Gewaltfreie Aktion, Heft 152, 3. Quartal 2007, S. 23-24

zionistisch-sozialistischer Gesprächspartner bemerkt, im Unterschied zum W.C. in England würden im sozialistischen Israel die Toiletten nicht mit B. G., also mit den Initialen des Premierministers gekennzeichnet. Wichtiger als dies ist dann aber wohl der Hinweis, dass Ben Gurion die Zukunft Israels in der Wüste Negev gesehen habe, weil man dort den Palästinenser kein Land streitig machen müsse.

In der Tat sind wir bei einem Abstecher nach der Wüstenstadt Beersheva beeindruckt von dem, was hier innerhalb von 60 Jahren aufgebaut wurde. Ich staune über die Gebäude der Ben Gurion Universität für rund 25.000 Studenten. Hier wird pro Kopf mehr Geld investiert als für einen Berliner Studenten. Ich frage mich nur, woher kommt das Geld? Und Danny sagt auch ganz nüchtern, während wir über das viele Grün in Beersheva staunen: „Hier würde kein Blatt wachsen ohne den Anschluss an das gesamtisraelische Wassernetz.“

Und das ist auch der wunde Punkt am Wunder der Wüstenstadt: Im Apartheid-Staat werden die Wasserrationen extrem ungleich verteilt. Auf dem Rückflug nach Frankfurt erwische ich, weil die deutschsprachigen Zeitungen der Lufthansa bereits von Passagieren, die vor mir einstiegen, gegriffen wurden, nur noch die Financial Times, nicht gerade mein Leib- und Magenblatt. Darin finde ich unter „World News“ einen Artikel von Tobias Buck „Thirst fuels conflict in West Bank“. Berichtet wird von einer Studie von Amnesty International und anhand anschaulicher Einzelfällen aus dem Dorf Susya, wie in der Westbank mit dem knappen Wasser umgesprungen wird. Die Palästinenser haben nicht genügend Wasser für ihre Schafe. Ganz anders in der jüdischen Siedlung von Susya, die auf einem Hügel liegt. „Ihre Häuser sind umgeben von üppigen Gärten und werden von großen Bäumen beschattet. Zur Siedlung gehören reihenweise Gewächshäuser, in denen Erdbeeren wachsen und dicke Krautköpfe auf die Ernte warten. Daneben Weinstock an Weinstock.“ Das ist das Paradies der fleißigen Juden, doch eben auf Kosten darbender Palästinenser. Und das schreibt eben kein linkes Blättchen, dessen Journalisten eine radikale palästinensische Befreiungstheologie im Kopf haben, sondern die Financial Times. Da müssten eigentlich in der Knesset die Alarmglocken klingeln. Wie schrieb doch Fontane in seinen Erinnerungen über den 19. März 1848 in Berlin: „... als General von Pritzwitz gegen den König die Worte aussprach: ‚Heute und morgen und auch noch einen Tag glaube ich die Sache halten zu können‘, da waren wohl bereits die ersten Anzeichen eines solchen Versagens da. So wird es immer sein, weil es, - wenn man nicht gleich im ersten Augenblick [...] mit vernichtender und bei patriarchalischem Regiment überhaupt nicht zulässiger Gewalt vorgehen will - nicht anders sein kann. Und auch in dem Ausnahmefall hat es nicht Dauer. Auflehnungen, ich muss es wiederholen, die mehr sind als ein Putsch, mehr als ein frech vom Zaun gebrochenes Spiel, tragen die Gewähr des Sieges in sich, wenn

nicht heute, so morgen. Alle *gesunden* Gedanken, auch das kommt hinzu, leben sich eben aus, und hier die richtige Diagnose zu stellen, das Zufällige vom Tiefbegründeten unterscheiden zu können, *das* heißt Regente sein.“<sup>11</sup>

Berlin-Kladow.

Samstag, 31. Oktober 2009

**Was den einen die Archäologie, ist unsereinem die Spurensuche im Internet**

Ruth und ich telefonieren gemeinsam mit unseren Söhnen Christian und Wolfgang. Ich mache Sofortabzüge von 25 Fotos, die Ruth für Briefe an ihre Freundinnen und an unseren Sohn Martin in London verwenden will. In der Kladower Buchhandlung bestelle ich „Sieben Säulen der Weisheit“. Ich beginne mit den Internet-Recherchen, die in Fußnoten meine Tagebuchnotizen ergänzen sollen. Zunächst informiere ich mich über T. E. Lawrence und das Wadi Rum.

Noch zu Lebzeiten von Lawrence hat B. H. Liddell Hart sein 1937 erschienenes Buch über Lawrence of Arabia zu schreiben begonnen. Dieser Captain Liddell Hart hatte ein fabelhaftes Gespür für Kommendes! Sein Buch über Lawrence, den Strategen des Guerilla-Krieges, ist 1989 als Da Capo Paperback neu aufgelegt worden. 1964 habe ich – zusammen mit Gene Sharp – Liddell Hart auf seinem Landsitz besucht. Er zeigte uns auf dem Kamin seine mit Widmungen versehenen Fotos englischer und deutscher Generäle, seine gewaltige Sammlung von Zeitungsausschnitten und seinen ziemlich antiquarischen Rolls Royce. Wir haben mit ihm seinen Beitrag zur Civilian Defence Study Conference in Oxford besprochen. Seine Anwesenheit wertete unser junges Unternehmen ungemain auf. Er hat mir zum Abschied seinen Essay „Why don't we learn from history“ mit einer Widmung geschenkt.

Und zum Schluss noch eine erfreuliche Entdeckung: Der englische Text von „Seven Pillars of Wisdom“ lässt sich im Internet lesen. Ich werde in der kommenden Woche die deutsche Übersetzung daneben legen.

---

<sup>11</sup> Theodor Fontane: Von Zwanzig bis Dreißig. Autobiographisches. München 1967, S. 350